

„Das Boxen ist ein Sport wahrer Männlichkeit“ Geschlecht im Ring: Boxen und Männlichkeit in der Weimarer Republik

Ulrike Schaper

Geschlecht stand im Diskurs über das Boxen der 1920er und frühen 1930er Jahre in doppelter Hinsicht im Ring: Erstens galt der Ring als rein männliche Domäne, als Bereich, in dem ‚echte Männlichkeit‘¹ gefordert war. Die Figur des Boxers galt als Verkörperung einer ursprünglichen, unhinterfragbaren Männlichkeit und Boxen als Mittel, Männlichkeit zu erwerben. Zweitens wurden in dieser Figur symbolisch auch Veränderungen in der Geschlechterordnung abgewehrt, da im Kampf die (körperliche) Überlegenheit von Männern gegenüber Frauen offensichtlich zu werden schienen und sich in dieser männlichen Welt Gleichberechtigungsforderungen von selbst erledigten.

Die Legalisierung des öffentlichen Preisboxens in Deutschland nach dem Ersten Weltkrieg bildete die Voraussetzung für die Popularisierung dieser Sportart. Der erste öffentliche Boxkampf am 18.2.1919 (vgl. B.Z. 18.2.1919) bildete den Auftakt zu einem Boxboom, der noch heute als goldene Vergangenheit des Boxens gilt. Boxkämpfe weiteten sich zu riesigen Sportveranstaltungen aus. Sportberichterstattung in den Zeitungen, Live-Übertragung von Kämpfen im Radio² und mit Fotos illustrierte Berichte über Trainings- wie Privatleben der Boxer in Zeitschriften sorgten ebenso für eine Präsenz des Boxens im öffentlichen Bewusstsein wie die Aufnahmen von großen Kämpfen, die als Boxfilme in die Kinos kamen. Einzelne Boxer stiegen zu Medienstars auf, übernahmen Rollen in Spielfilmen oder wurden als Werbeträger vermarktet.³ Die Durchsetzung des Boxens als Massenvergnügen ging in Deutschland mit einer Faszination der kulturellen Avantgarde für diesen Sport einher (vgl. Bathrick, 1990: 118f). Das Boxen wurde mit den unterschiedlichsten Bedeutungen aufgeladen: Es galt als Abbild des Lebenskampfes, als phantasmatische Möglichkeit für einen sozialen Aufstieg und Garant internationalen Ansehens von Staaten.

An dem Diskurs über das Boxen, der zentral von der Frage nach ‚wahrer Männlichkeit‘ durchzogen war, lassen sich vielfältige Konkurrenzen unterschiedlicher

¹ Begriffe wie weiblich/männlich bzw. Männlichkeit/Weiblichkeit werden in diesem Beitrag immer als Bezeichnungen sozial verfasster, diskursiv hervorgebrachter Zuschreibungen gebraucht und verstehen auch die in den Quellentexten verwendeten Benennungen in dieser Weise, obwohl sie im Verständnis ihrer Entstehungszeit als fixe Kategorien gedacht wurden. Diese Spannung kommt sprachlich z.B. auch in den verwendeten Dopplungen ‚virile Männlichkeit‘ bzw. ‚unmännliche Männlichkeit‘ zum Ausdruck.

² Der erste im Rundfunk übertragene Kampf in Deutschland war die Begegnung Breitensträter-Diener am 11.12.1927. Vgl. Kohr/Krauß, 2000: 59.

³ So warb Bad Bibra mit dem Boxer Franz Diener für sein Wasser, in: *Der Querschnitt* 1926, Nr. 10: 810 und der Boxer Schmeling für Bahlsen-Kekse, in: Bahlsen Archiv, zit. nach: Meißner, 2004: 120.

Männlichkeitsentwürfe festmachen, die über das Bild des Boxkampfes ausgehandelt werden konnten. Die intensive Transformation von Geschlechterbildern seit Ende des 19. Jahrhunderts, die sich in den 1920er Jahren z.B. an der ‚Neuen Frau‘ kristallisierten, bilden dabei den Hintergrund für die explizite Thematisierung der Männlichkeit des Boxers. Als sportliches, junges Mädel mit Bubikopf und einem Hang zu Autos, Zigaretten, kurzen Röcken und Liebhabern wurde deren Bild in Orientierung an amerikanischen Leitbildern formiert und zum Inbegriff von Modernität und weiblicher Emanzipation von der sozialen und sexuellen Vorherrschaft des Mannes stilisiert (vgl. Sykora, 1993: 14; Lubich, 1997: 264). Im folgenden Beitrag zeige ich, dass die Figur des Boxers rückblickend als Selbstvergewisserung einer ursprünglich gedachten Männlichkeit gelesen werden kann und als solche zugleich einen Abwehrgestus konkurrierender Geschlechtervorstellungen enthielt. Dies soll erstens anhand des Wettkampfes verschiedener männlicher Eigenschaften innerhalb des Boxens, zweitens der Rivalität des Boxers mit anderen Männlichkeiten um sexuelle Attraktivität und die Fähigkeit, das Leben zu meistern, und drittens der Gegnerschaft des Boxers gegenüber der Neuen Frau verdeutlicht werden. Die Analyse der Figur des Boxers zwischen 1919 und 1932 beruht auf der Auswertung von Zeitschriften und Illustrierten, unter anderen dem Organ der Boxverbände der „Boxsport“ und dem Kulturmagazin „Der Querschnitt“, der Sportberichterstattung der „B.Z. am Mittag“, Unterhaltungsromanen und den Autobiographien der Boxer Max Schmeling und Hans Breitensträter. Die Figur des Boxers wird als diskursive Konstruktion verstanden, in der die Vorstellung zum Ausdruck kam, alle Boxer vereine eine ähnliche körperliche und charakterliche Disposition (vgl. Raschig, 1931: 61f; Schmeling, [1977]: 86, 96; Doerry, 1924:2). Die Analyse richtet sich also auf die übergeordnete Klassifikation ‚Boxer‘, auf einen imaginären, quasi idealen Boxer, der mit Hilfe der im Zusammenhang des Boxens gemachten Beschreibungen und Einschätzungen entworfen wird.

1. Der Wettstreit männlicher Eigenschaften im Ring

Boxen galt (und gilt bis heute) als genuin männlich. Nicht nur war das Boxen eine reine Männersportart und wurde von Frauen nur vereinzelt zur Leibesertüchtigung oder als Damenboxen im Varieté und auf dem Jahrmarkt ausgeübt. Über den Ausschluss von Frauen aus dem Boxsport hinaus war ‚Männlichkeit‘ als Wert und Voraussetzung für das Boxen zentral mit dem Kampfgeschehen verknüpft – im Ring hatte man ‚seinen Mann zu stehen‘. Dabei stellte die Abgrenzung von Weiblichkeit ein zentrales Merkmal der Boxermännlichkeit dar und schlechte Boxleistungen wurden mit weiblichem Verhalten in Verbindung gebracht,

so z.B. die als zu passiv und unentschlossen kritisierte Kampfleistung Adolf Wiegerts: „Wiegert --- zögert wie ein schüchternes kleines Mädchen und verpaßt auch diese Chance wieder“. (B.Z. 7.2.1925).

Boxen wurde als eine Form der organisierten Austragung innermännlicher Konkurrenz diskursiviert, die ihr Vorbild in der Tierwelt bzw. frühgeschichtlichen Formen menschlicher Gemeinschaft zu haben schien. Seine Stilisierung zum archetypischen Kampf ‚Mann gegen Mann‘, in dem Fragen der Überlegenheit auf ‚männliche Weise‘ mit den Fäusten ausgetragen wurden, folgte einer Naturalisierung männlicher Gewalt(ausübung) und stellte den Zweikampf als Urform männlicher Konfliktaustragung bzw. der quasi-natürlichen Durchsetzung des Stärkeren vor. So wurden Kampf und Aggression als männlich und Männlichkeit als kämpferisch und aggressiv codiert und diese Form der Konfliktlösung über kooperative Ansätze gestellt.

Indem das Boxen mit einer ‚Natur des Mannes‘, d.h. einer angeblich biologisch determinierten Konstitution verknüpft wurde, konnte es als Männlichkeitsprüfung und -beweis zugleich fungieren. Das galt nicht nur für die aktive Ausübung des Sports, sondern auch für die Zuschauer. Das aufgeregte Mitfühlen des Kampfes blieb angeblich ‚echten‘ Männern vorbehalten: „Es ist der Mann, der sich in seiner Brust regte. – Es ist die Freude an echtem, wahren [sic!] Männersport. Diese Regung, dies edle Gefühl der Mannbarkeit zu unterdrücken, ist ein Verbrechen an sich selbst [sic!] Männern mit Weiberherzen ist dieses Gefühl fremd, denen drückt beim Boxkampf das Angstgefühl die Kehle zu.“ (F.O., 1921: 221-223)

Dem Boxsport als eine von männlichen Verhaltensregeln geprägte Welt wurde auch die Funktion zugeschrieben, die männliche Natur zu entfalten und im Training mit der Anerziehung von Durchsetzungsfähigkeit, Konkurrenzdenken und Tapferkeit ‚wahre‘ Männlichkeit hervorzubringen. Der *BoxSport* folgerte: „Es ist klar, daß unsere jungen Sportsleute, instinktiv ihre bedrohte Männlichkeit erkennend, Selbstbesinnung zeigen und Einhalt tun möchten. Sie üben den Kampf Mann gegen Mann aus selbstgeborener Erkenntnis und wissen, daß er das Erhoffte auch geben wird: Männlichkeit des Geistes und des Körpers.“ (Emmerich, 1924: 7)

Der Figur des Boxers wurden Eigenschaften wie Härte, Tatkraft, kaltberechnende Intelligenz, Flexibilität, Fairness und starke Nerven zugeschrieben. Im Diskurs über das Boxen wurde der Wert dieser Eigenschaften für den (Box-)Erfolg ausgeführt und

gegeneinander abgewogen. Dabei wurden aber immer auch die Gefahren einer Verabsolutierung der Eigenschaften aufgezeigt, was im Folgenden an der Gegenüberstellung einer kaltberechnenden Vernunft *versus* einer wütend-aggressiven Art zu kämpfen verdeutlicht werden soll.

Dem Boxer wurde die Fähigkeit zugeschrieben, sich zu beherrschen und seine Gefühle zu kontrollieren. Dagegen wurden Unbeherrschtheit und Nervosität als negativ angesehen, was zum Beispiel in der Berichterstattung zu den Weltmeisterkämpfen zwischen Max Schmeling und Jack Sharkey zum Ausdruck kam: „Es ist eine bekannte Schwäche von ihm [Sharkey, d.Verf.], daß er sofort die Nerven verliert, wenn er hundertprozentig zuschlägt und keinen Erfolg sieht. [...] Schmeling ist im Gegensatz zu Sharkey von stoischer Ruhe, er scheint im Kampf Fischblut zu haben.“ (B.Z. 21.6.1932) Die Betonung der Emotionskontrolle bedeutete zugleich eine Abgrenzung von weiblicher Gefühlsbestimmtheit und einen Anschluss an die traditionelle Assoziation von Männlichkeit mit Verstand.

Allerdings konnte die Beherrschtheit auch zu weit gehen und ins Negative umschlagen. Eine gewisse Wut sei nötig, um den Boxer in die richtige Kampflaune zu versetzen. Sehr kontrollierten Boxern wurde daher mitunter vorgeworfen, sie seien zu kalt, zu berechnend und ihnen fehle das Kämpferherz (vgl. B.Z. 22.6.1932).

Neben der Stilisierung des Boxens zum archaischen Kampf und der Zuschreibung von Natürlichkeit an die Figur des Boxers war aber auch die Betonung der Regelmäßigkeit des Kampfes von Bedeutung. Der moderne Boxsport zeichne sich durch ‚zivilisatorische Errungenschaften‘ wie die Anwesenheit eines Ringrichters, die Beschränkung der Runden und die Möglichkeit eines Punktsiegs aus. Damit werde die Gewalt transformiert und das archaische Potential des Faustkampfes durch den sportlichen Rahmen beschränkt. Allerdings wurden sowohl brutale Animalität als auch eine zu starke Orientierung auf Techniken negativ beurteilt. Vielmehr kennzeichneten den idealen Boxer kontrolliertes und sachlich effizientes Handeln bei gleichzeitiger Ursprünglichkeit und naturhafter Virilität. Die Technikbeherrschung durfte vom Ideal her nie so weit gehen, dass das Ursprüngliche, ‚Echte‘ des Kampfes verloren ging. Der *BoxSport* kritisierte z.B. den Boxer Gene Tunney, der als Inbegriff eines technisch versierten Boxens galt und auch außerhalb des Rings ‚schöngestigen‘ Interessen nachging: „Die große Masse fühlte irgend etwas Gekünsteltes, Unwahres in diesem Weltmeister [...].“ (Thoma, 1930: 5) Die Figur des Boxers war wie andere Männlichkeiten in Gefahr, mit der Ursprünglichkeit auch ihre virile Männlichkeit zu verlieren. Da sie aber mit dem Boxen eine Tätigkeit ausübte, die als Transformation archaischer Gewalt in eine moderne Sportart gedacht war, die durch ein Regelwerk

kontrolliert wurde und auf eingeübte Bewegungsabläufe aufbaute, führte die Figur des Boxers zugleich die Möglichkeit (und Notwendigkeit) vor, wie man trotz Modernität und Zivilisiertheit in einer komplexen, bürokratisierten Welt archaische Männlichkeit bewahren konnte. Die zum Teil widersprüchlichen Attribute (Härte – Flexibilität, unerschütterliche Ruhe – Kampfgeist, kraftvoller Schläger – technisch versierter Boxer), die die imaginäre Boxerfigur in sich vereinte, wurden in der Kampfsituation auf konkrete Boxer übertragen, die dann als Stellvertreter z.B. eines technischen, berechnenden oder instinktgeleiteten, wilden Kampfstils miteinander kämpften. Gerade indem die Gegner eines Kampfes zu Antipoden stilisiert wurden, konnten unterschiedliche oder gar gegensätzliche Eigenschaften gleichermaßen mit dem Boxen in Verbindung gebracht werden. Die Eigenschaften Härte und Schnelligkeit waren zudem stark mit den typischen Boxstilen der unterschiedlichen Gewichtsklassen verknüpft. Die Spannung zwischen unterschiedlichen Eigenschaften, auf die die Boxerfigur zurückgreifen konnte, um zu siegen, lösten sich so durch die Stilisierung verschiedener konkreter Boxer zu Vertretern einzelner Eigenschaften auf. Dass das Boxen ausschließlich Männern vorbehalten war – bzw. die Stilisierung des Boxers zur Verkörperung ursprünglicher Männlichkeit –, verstärkte die männliche Konnotation der dem Boxer zugeschriebenen Eigenschaften.

Die Zuschreibung von Eigenschaften an den Boxer erfolgten innerhalb eines Rahmens, der durch allgemeine Vorstellungen, was Männlichkeit ausmache, gesetzt wurde. Das hatte auch zur Folge, dass an konkreten Boxern beobachtete Eigenschaften, die diesen Vorstellungen zuwiderliefen, nicht auf die Figur des Boxers zurückwirkten. Sie wurden entweder als falsches, unpassendes oder explizit als unmännliches Verhalten kritisiert oder einfach ignoriert. Die Integration der verschiedenen Eigenschaften funktionierte also über die deutliche Abgrenzung von allem, was mit Weiblichkeit bzw. Unmännlichkeit assoziiert war, und damit auch über die Abgrenzung von anderen Männlichkeiten. Der sportliche Kampf bot zudem scheinbar eine Folie für die Entscheidung über den Wert männlicher Eigenschaften, der über die Parallelisierung des Boxens mit dem Lebenskampf, die im folgenden Abschnitt näher ausgeführt wird, noch an Bedeutung gewann.

2. Im Ring mit anderen Männlichkeiten

Nicht nur die Kampfsituation als Möglichkeit, über den Erfolg konkurrierender Kampfstile als Stellvertreter unterschiedlicher Charaktereigenschaften zu entscheiden, auch das Verhältnis zu anderen Männlichkeiten außerhalb der Boxwelt wurde thematisiert. Vor allem die Abgrenzung des Boxers vom Geistesarbeiter und die gleichzeitige

Instrumentalisierung der Boxbegeisterung durch Intellektuelle spielte im Gefüge unterschiedlicher Männlichkeitsbilder eine Rolle. Zwar wurde die Notwendigkeit von Intelligenz und strategischer Planung innerhalb eines Kampfes betont und damit das Boxen von ‚sinnlosem Drauflosschlagen‘ und ‚dummer Schlägerei‘ abgegrenzt. Diese funktionale Intelligenz stand aber in krassem Gegensatz zu jeder Form eines (weiblich konnotierten) Intellektualismus. Die In-Beziehung-Setzung von Boxer und ‚vergeistigtem Kopfarbeiter‘ war Teil einer Thematisierung des Verhältnisses von Körper und Geist innerhalb des Boxens, die von geschlechtlichen Zuschreibungen durchzogen war. Trotz einer Tradition der Assoziation von Männlichkeit mit Geist und Kultur gegenüber Weiblichkeit mit Körper und Natur erschien innerhalb eines zivilisationskritischen Zusammenhangs Männlichkeit als im positiven Sinne naturnah und körperlich. Intellektualismus hingegen wurde mit Verweiblichung und Zivilisiertheit mit Überregulierung, übertriebener Empfindsamkeit und Verweichlichung assoziiert (vgl. Braun, 1994). Die Natürlichkeit des Boxers und die Aufwertung seiner Körperlichkeit stellten ihn daher nicht in den Gegensatz zum männlichen Prinzip des Geists allgemein, sondern zu einer Geistigkeit in Form des Intellektualismus. Der über das Attribut der Natürlichkeit implizierte antiintellektualistische Zug der Boxfigur tat aber der Boxbegeisterung vieler Intellektueller keinen Abbruch. Die Faszination für das Boxen wurde vielmehr aufgrund der auf das Boxen projizierten Körperlichkeit, Vitalität und Verwegenheit als Zivilisationskritik instrumentalisiert. Mit der Begeisterung für einen Sport, der Nähe zu Unterprivilegiertheit und einem proletarischen Hintergrund implizierte, konnte so in einer Art ‚Abstiegskoketterie‘ eine antibürgerliche Gesinnung zum Ausdruck gebracht werden.⁴

Michael A. Messner weist darauf hin, dass gewalttätige, Kraft ausübende Sportgrößen einerseits als Versicherung männlicher Überlegenheit über Frauen im Sinne der scheinbaren Partizipation aller Männer an dieser im Sportler vorgeführten Überlegenheit fungieren. Andererseits könnten diese Sportler im Verhältnis unterschiedlicher Männlichkeiten auch als negative Bezugsgröße dienen, wenn sie in ihrer Gewalttätigkeit und ausschließlich körperlichen Arbeit zum Gegenstand der Abgrenzung werden (Messner, 1990: 214). Die Figur des Boxers erfüllte die erste Funktion, wenn die Begeisterung für das Boxen und der Umgang mit Boxern gerade für eine Assoziation der eigenen Person mit Gewalt und Härte diene. Auf der anderen Seite verweist Kritik an der Rohheit des Boxens auf die Distinktion

⁴ So erscheint in einem Text von Bertolt Brecht der Erwerb eines Punchingballs vor allem als Provokation: „Vor einiger Zeit habe ich mir einen Punchingball gekauft, hauptsächlich, weil er, über einer nervenzerüttenden Whiskyflasche hängend, sehr hübsch aussieht und meinen Besuchern Gelegenheit gibt, meine Neigung zu exotischen Dingen zu bekräfteln, und weil es sie zugleich hindert, mit mir über meine Stücke zu sprechen.“ (Brecht [um 1926]: 123)

innerhalb von Männlichkeiten: Die Faszination für den Boxer bezog sich zwar auf Eigenschaften, die typische Aspekte einer Arbeitermännlichkeit bildeten (z.B. körperliche Kraft), sie konnte aber unabhängig von einer Identifikation mit der sozialen Position des Arbeiters bzw. Boxers erfolgen.⁵

In einem Bericht vom Besuch einiger Mitarbeiter des Kulturmagazins „Der Querschnitt“ beim Boxer Hans Breitensträter wird die Entgegensetzung von Geistesarbeitern und der Körperlichkeit des Boxers besonders deutlich: Die „vielwissende[n] Leute“ werden mit „kleine[n] Affen oder Missbildungen“ verglichen und einer ‚gesunden‘ Körperlichkeit des Boxers gegenübergestellt. Die „Bewunderung aus untrainierten Körpern“ richtet sich auf Breitensträters „starke Brust“ und seine „eleganten Hüpfbeine“ (Wedderkop, 1921: 137, 141). Hier kommt die Aufwertung der Körperlichkeit des Boxers zum Ausdruck, die zum Teil mit einer neidischen Bewunderung von Intellektuellen für den trainierten Körper einherging.

Der Körper des Boxers bildete einen wichtigen Bezugspunkt sowohl der Sportberichterstattung als auch der Literarisierung des Boxens. Er war nicht nur Grundlage bzw. Instrument seines Erfolges, er wurde zudem in den Kämpfen vor allem durch die typische Bekleidung der professionellen Boxer und die räumliche Anordnung der Kämpfe gut sichtbar zur Schau gestellt: Beleuchtet und exponiert maßen sich im Ring halbnackte Körper. Die dem Boxer zugeschriebenen, als typisch männlich definierten Körpereigenschaften wie ausgeprägte Muskeln, eine starke Brust bzw. ein breiter Rücken und Sportlichkeit entsprachen einem Ideal männlicher Schönheit. Wie sehr die Idealvorstellung die realen Körper unter Druck setzte, wird in Schmelings Erinnerungen deutlich: Als Schmeling wegen einer Verletzung das Bett hüten musste, schickte ihn sein Manager jeden Tag unter die Höhensonne, um „wenigstens den Anschein der Gesundheit vorzutäuschen“. Er resümiert: „Als Berufsboxer war ich längst nicht nur der Hersteller eines Bildes von Gesundheit und Kraft, sondern auch dessen Sklave.“ (Schmeling, [1977]: 180)

Doch auch außerhalb des Boxens übte dieses Schönheitsideal Druck auf Männer aus. Vor allem in der Zuschreibung von sexueller Attraktivität an den sportlich ausgebildeten Körper des Boxers schien er unsportlichen Männlichkeiten überlegen: „Sie [die boxbegeisterten Damen, d.Verf.] sagen, nur starke Männer sind Kavaliere, sie gehen ganz auf in dem Gegensatz zu uns.“ (Wedderkop, 1921: 141) Auch in einem Text zum Besuch des Boxweltmeisters Gene Tunney wurde auf die Konkurrenz des Boxers mit weniger trainierten

⁵ Bederman zeigt für die USA, dass der Wandel von ‚manliness‘ zu ‚masculinity‘ seit den 1880er Jahren in der Mittelklasse auch eine Orientierung an Arbeiterklassenmännlichkeit und Faszination für muskulöse Körper beinhaltete. Die Begeisterung von Männern der Mittelklasse für das proletarische Boxen sei Teil dieses Prozesses gewesen, Bederman, 1995: 17.

Männerkörpern hingewiesen: „Den Damen, welche mit mühsam errungener Slopiness [sic!] Tee trinkend in der Halle saßen, wuchsen Stielaugen, während die Herren, um neben solchem heroischen Aeußeren nicht ganz zu verblässen, sich forsch in die Brust warfen.“ (Sternheim, 1928: 866) Die Aufmerksamkeit von Frauen erscheint hier als Kriterium der Entscheidung über den Erfolg unterschiedlicher Männlichkeiten. Die deutliche Abgrenzung des überlegenen Boxers von ‚unsportlichen‘ Männlichkeiten wird auch in einem Text des französischen Boxers George Carpentier deutlich, der Kritiker des Boxens als ‚neidische Schwächlinge‘ bezeichnet (Carpentier, 1926: 384). Die archaische Männlichkeit des Boxers, die auf Härte und ursprünglicher Virilität basierte, kann dabei auch als Abgrenzung von ‚bürgerlichen‘ Männlichkeiten des Kaiserreichs und den um die Jahrhundertwende verstärkt ins Bewusstsein rückenden ‚schwächlichen‘ Männerfiguren wie z.B. dem Dandy gesehen werden (vgl. Lettow, 2003: 28f).

Zudem bestand eine klare Abgrenzung des Boxers von Homosexualität. Trotz der Ausgrenzung von Frauen und obwohl das Verhältnis zwischen den Boxern sowie zwischen Sekundant und Boxer extrem körperlich ist – etwa bei einem körperkontaktreichen Clinch oder der Massage des Boxers durch den Sekundanten – wurde der Boxer ausschließlich heterosexuell gedacht. Vorhandenes homoerotisches Potential z.B. im lustvollen Erleben des Kampfes oder durch die körperliche Nähe der Kämpfe und des Trainings wurden innerhalb des Verhaltenskodex einer harten Männerwelt komplett ausgeblendet und Homosexualität tabuisiert.⁶ Die Abgrenzung von Homosexualität kommt auch zum Ausdruck, wenn der *BoxSport* anlässlich der Verpflichtung des Boxers Kurt Prenzel für einen Sketch im Revuetheater die dandyhafte, mit Homosexualität assoziierte Männlichkeit des Elegants deutlich vom Boxer unterscheidet: „Wenn sie [Boxer, d. Verf.] aussehen wie ein Elegant, so dürfte das niemand schaden – nur Elegant sein, das sollten sie nicht, und damit sind wir wieder bei Prenzel angelangt, von dem ich allerdings durchaus noch nicht behaupten möchte, daß er das ist – aber er scheint auf dem Wege, einer zu werden.“ (Jahn, 1924: 2) Da männliche Homosexualität zumeist als defizitäre Männlichkeit gedacht wurde, schien gerade die Stilisierung des Boxers zum Inbegriff von Virilität dafür zu bürgen, dass die homosozialen Beziehungen innerhalb der Männerwelt des Sports nicht in Homosexualität umschlugen und die temporäre Abwendung von Frauen nicht in einer erotischen Zuwendung zu Männern resultierte. Der Kontext von Konkurrenz und Gewaltanwendung

⁶ Zur Rolle von Homoerotik im Boxen vgl. Oates 1988: 33-35; Luckas, 2002: 296.

enterotisierte und legitimierte den engen körperlichen Kontakt (vgl. Friedenberg, 1980: 188). Die Boxwelt war also trotz und gerade wegen ihrer Abgrenzung von Frauen ein Ort traditioneller Geschlechterordnung, an dem Heterosexualität als Norm vorausgesetzt wurde.

Neben der Hierarchisierung von Männlichkeiten aufgrund von Kriterien wie Natürlichkeit und Normalität *versus* Degeneriertheit und Abweichung z.B. von der Norm der Heterosexualität spielte auch die Fähigkeit, das Leben zu meistern, als Kriterium für das Rangverhältnis von Männlichkeiten eine Rolle. Dabei kam der Boxermännlichkeit zugute, dass nach dem Ersten Weltkrieg ‚Kampf‘ als Wahrnehmungsmuster in den unterschiedlichsten Bereichen gegenwärtig war und der Nachkriegsalltag mit einem allgemeinen Kampf ums Dasein verglichen wurde. Donald Sabo und Ross Runfola sehen in der Verbindung von Männlichkeit mit aggressiven Verhaltensmustern als Grundlage des Wettkampfsports eine Legitimierung männlicher Dominanz auch in anderen sozialen Institutionen. Gerade wenn die soziale Welt als bedrohlich, feindlich und potentiell gewaltsam wahrgenommen werde, sei die Folgerung, ‚starke‘ Männer seien für diese Herausforderungen besser ausgerüstet als Frauen oder schwache Männer (Sabo/Runfola, 1980: 113). Die Übertragung dieses Gedankens auf die 1920er Jahre legt nahe, dass die angenommene Allgegenwart des Kampfes das Gefühl einer Notwendigkeit harter Männlichkeit verstärkte und die Attraktivität der Figur des Boxers als einer Ausformung solcher Männlichkeit erhöhte. Die Vorstellung von der Notwendigkeit, sein Leben kämpfend zu bestreiten, wurde auch direkt auf die Begeisterung für das Boxen bezogen (Müller-Seidel, 1999: 104-107). Sie war dabei eingebettet in sozialdarwinistische Diskurse⁷ und das Boxen wurde sowohl in Bezug auf den einzelnen als auch auf das gesamte ‚Volk‘ als Mittel angesehen, sich für den ‚Überlebenskampf‘ zu stärken. Im Angesicht eines Lebens in einer ständigen Konkurrenzsituation und der Notwendigkeit, sich gegen andere durchzusetzen, waren Boxeigenschaften damit – so die Argumentation der Boxbefürworter - nicht nur im Ring, sondern auch für das Leben von Relevanz und das Boxen könne als Vorbereitung darauf dienen.

Im Vordergrund stand dabei der Gedanke, durch das Training werde die Persönlichkeit gestärkt und die Fähigkeit geübt, Schläge einzustecken und Niederlagen zu ertragen. Dabei erinnert der Gedanke, der Boxsport mache junge Männer durch die Erfahrung von Schmerz zu „gesunden, gekräftigten und harten Menschen“ (F.O. 1921: 222), an typische

⁷ Der Ringrichter Doerry bezog die im Blut vererbten Anlagen zum Boxen direkt auf Darwin, vgl. Doerry, 1924: 2; vgl. auch Junghanns, 2001: 7.

Initiationsriten, in denen die Erfahrung von Schmerz den Eintritt in die Männerwelt und den Erwerb ‚wahrer Männlichkeit‘ begleitet (vgl. Gilmore, 1991:11, 15). Über die Zuschreibung von Sachlichkeit und Zweckgerichtetheit erschien der Boxer zudem als Vertreter eines Lebensgefühls, das mit Modernität und Neuheit assoziiert wurde. Er stand dabei für eine Figur, die Kontrolle und aktive Gestaltungsmöglichkeit innerhalb einer schnellen Abfolge von Ereignissen behielt, was ihn für das Tempo und die Schnelllebigkeit der 1920er Jahre bestens wappnete: Auch außerhalb des Rings konnte man sich besser ‚durchboxen‘, wenn man wie ein Boxer „seine Chancen erstaunlich schnell [erfaßte] und sie bestmöglich [ausnutzte]“ (Deutsche Illustrierte, 1929: 16). Die Wendigkeit und Beweglichkeit im Ring standen in übertragener Bedeutung für Flexibilität, eine Eigenschaft, die besonders vor dem Hintergrund eines fundamentalen gesellschaftlichen Wandels an Bedeutung gewann. Im Gegensatz z.B. zum Bild des Schiebers bzw. Inflationsgewinners war die Flexibilität des Boxers positiv konnotiert. Die Anpassungsfähigkeit des Schiebers an die gesellschaftlichen Umstände der Nachkriegssituation und seine Fähigkeit, von dieser zu profitieren, rief zwar auch neidische Bewunderung hervor, grundsätzlich war er aber negativ besetzt.⁸

In seiner unerschütterlichen Ruhe verkörperte der Boxer zudem Widerstandsfähigkeit gegen die nervositätsauslösenden Gefahren der Reizüberflutung und des Großstadtlebens und stand für eine nervliche Disposition, dem die beklagte Beschleunigung des Lebens nichts anhaben konnte. In seiner Funktion als Schule für das Leben wurde Boxen dann auch als Mittel diskursiviert, die Nerven zu stärken und Nervosität zu bezwingen (B.Z. 15.5.1927).

In der Rivalität um die Fähigkeit, das Leben zu meistern, erschien der Boxer aufgrund dieser Eigenschaften als bestens (und besser als andere Männlichkeiten) ausgerüstet. Fit war er nicht nur in sportlicher Hinsicht, sondern konnte auch in sozialdarwinistischer Logik als ‚fittest‘ und damit potentieller Sieger in einem imaginierten Überlebenskampf gelten. In der Naturalisierung der im Boxer verkörperte Männlichkeit konnten andere Männlichkeitsentwürfe (wie z.B. ‚verweichlichte‘ Männlichkeiten) zudem als ‚degeneriert‘ abqualifiziert und marginalisiert werden.

3. Im Ring mit Weiblichkeit

Die diskursive Funktion der Boxerfigur in Bezug auf Weiblichkeitsbilder lässt sich erstens als eine Abwehr der in der Neuen Frau kristallisierten Veränderungen der

⁸ Vgl. Geyer, 1998: 243-248. Über die Assoziation des Schiebers mit dem antisemitischen Stereotyp des Jüdischen wurde dieser effeminiert.

Geschlechterordnung lesen. Zweitens kann man die In-Beziehung-Setzung zur Technik als Reaktion auf Veränderungen in den Erwerbsstrukturen verstehen.

Boxerinnen sowie nicht boxende Frauen spielten in der Boxwelt keine bzw. nur eine negative Rolle. Die Entwicklung des Frauenboxens zur Sportart wurde durch entsprechende Verbote des *Verbands Deutscher Faustkämpfer* und des *Deutschen Reichsverbands für Amateurboxer* behindert (Krauß, 2001: 90). Boxkämpfe zwischen Frauen fanden nur auf Jahrmärkten oder im Varieté statt und blieben als ‚Damenboxen‘ ein anrüchiges Vergnügen, das von der Sportberichterstattung eher lächerlich gemacht als ernst genommen wurde.

Die mangelnde Befähigung von Frauen zum Boxen wurde wie der Kampf zwischen Männern zur Folge einer natürlichen Ordnung erklärt: Die Ausübung des Faustkampfes durch Frauen sei etwas Widernatürliches, die „Beschaffenheit des weiblichen Körpers [verbiete] diesen Sport“. Wo Frauen boxten, sei dies eine „Verirrung schlimmster Art, die mit dem Begriffe Sport nicht das Geringste gemein [habe].“ (Rothenburg, 1921: 1; Michler, 1921: 15). Zwar gab es einige Frauen, die Boxunterricht nahmen, wie die Schauspielerin Marlene Dietrich und die Schriftstellerin Vicki Baum. Letztere beschreibt, dass in der Boxschule des Boxers Sabri Mahir Frauen zwar die Boxtechnik erlernten und an den Trainingsgeräten einübten, aber nicht im Ring trainierten (Baum, 1962: 377). Boxen als sportliche Technik wurde Frauen als Leibesertüchtigung zugestanden, die Anwendung dieser Technik im Kampf blieb allerdings – selbst zu Trainingszwecken – Männern vorbehalten.

Als Bereich, von dem Frauen ausgeschlossen waren, schien das Boxen zu belegen, dass es auch in einer Welt, in der Frauen zunehmend Anspruch auf Gleichberechtigung und Partizipation geltend machten, noch Orte der unangefochtenen männlichen Überlegenheit gab. Die männlichen Zuschauer bei Boxkämpfen konnten sich mit den muskulösen Körpern, der Kraft und der körperlichen Überlegenheit identifizieren, weil sie zum selben *gender* gehörend scheinbar an dieser partizipierten (vgl. Messner, 1990: 213f). Frauen, die unter diesen Umständen boxten, wurde wie den Anhängerinnen der Frauenbewegung unterstellt, sie wollten ‚die Ordnung der Natur‘ auf den Kopf stellen: „Die Frau fängt an zu boxen! Sie will Rache nehmen – Paradiesrache! – sie will dem Mann die Rippe einschlagen, die Rippe⁹ aus der sie geboren wurde.“ (Rothenburg, 1921: 1f) Frauenboxen wurde auch explizit in einen Zusammenhang mit der Forderung nach Gleichberechtigung gestellt (vgl. Krauß, 2001: 89). Im Hinblick auf den Boxer als

⁹ Die Schaffung Evas aus der Rippe Adams ist vor allem im theologischen Zusammenhang seit dem Mittelalter zur Erklärung der Unterordnung der Frau unter den Mann immer wieder angeführt worden, wirkt als Topos aber weit über diesen Zusammenhang hinaus.

„Beweis“ überzeitlicher, naturgegebener Männlichkeit konnten also auch Gleichberechtigungsforderungen und Aneignung von Männlichkeit durch Frauen als unnatürlich kritisiert und marginalisiert werden.

Obwohl der Boxer typisch moderne Eigenschaften trug wie z.B. Sachlichkeit, Effizienz, Flexibilität und Schnelligkeit und auch in der Sekundärliteratur als Inbegriff moderner Männlichkeit bezeichnet wird (vgl. Frevert, 1990: 107; Berg, 1995: 138; Luckas, 2002: 121, 292), ist er in Bezug auf die Geschlechterordnung rückwärtsgewandt, und zwar wie oben ausgeführt – in der Begeisterung für das Primitive durchaus zeitgemäß – als vermeintliche Wiederkehr einer ursprünglichen Männlichkeit. Er ist so gerade nicht das männliche Pendant zur Neuen Frau, vielmehr verkörpert er eine Männlichkeit, die Veränderungen wie das Durchlässigwerden der Geschlechtergrenzen und die beginnende Gleichberechtigung ignorierte. Der Boxer ist also kein ‚Partner‘ der Neuen Frau, sondern in gewisser Weise ihr ‚Gegner‘.¹⁰ Er fungierte als Figur, die ‚Angriffe‘ gegen die klare Aufteilung in männlich und weiblich und die Selbstverständlichkeit einer ‚virilen‘ Männlichkeit abwehrte, weil sich Gleichberechtigungsbestrebungen und Auflösung der Geschlechtergrenzen in seiner männlichen Welt von selbst *ad absurdum* zu führen schienen.

Zwar sind viele der Eigenschaften, die dem Boxer zugeschrieben wurden, dem Bild der Neuen Frau ähnlich. Diese Parallelität beruht auf der Tatsache, dass das Bild der Neuen Frau gerade durch den Anspruch auf die Angleichung an männliche Eigenschaften gekennzeichnet war. Die Naturalisierung von Geschlecht und der Männlichkeit des Boxers implizierte aber, dass dieser Anspruch der Neuen Frau unnatürlich bzw. dass ‚der Mann‘, zu dessen Inbegriff der Boxer stilisiert wurde, in diesen Eigenschaften überlegen sei.

Die Umstrukturierung weiblicher Erwerbsarbeit bildete einen Aspekt der Infragestellung von Männlichkeitskonzepten wie der Geschlechterordnung insgesamt. Diese Strukturveränderungen waren Teil eines längeren Prozesses, den der Weltkrieg lediglich intensivierte, wurden aber in der Weimarer Republik als tiefgreifender Wandel wahrgenommen (Frevert, 1986: 152). Einerseits erhöhte sich der Anteil erwerbstätiger Frauen an der gesamten weiblichen Bevölkerung im Zeitraum von 1914 bis 1925 lediglich von 31%

¹⁰ Dieses Verhältnis von Boxer und Neuer Frau wird auch in einem Unterhaltungsroman von 1920 literarisch ausgedeutet: Der Protagonist des Buches, der zu einem erfolgreichen Boxer aufsteigt, wird von einer Neuen Frau geliebt. Er beendet die Beziehung, weil die Neue Frau als Voraussetzung für eine Heirat fordert, er solle mit dem Boxen aufhören. Dieser will sich aber weder ihrem Willen unterwerfen noch seinen Beruf aufgeben und finanziell von ihr abhängig sein. Zum Schluss kehrt er zu seiner früheren Verlobten zurück, die traditionelleren Weiblichkeitsvorstellungen entspricht, womit diese implizit als bessere Partnerin des Boxers dargestellt wird. Schievelkamp, 1920: 113f, 170.

auf knapp 36%. Andererseits – und für die Wahrnehmung der Zeitgenossen von größerer Bedeutung – veränderte sich die Anzahl der weiblichen Erwerbstätigen in den verschiedenen Wirtschaftsbereichen: So ging der Anteil in den traditionellen Bereichen von Frauenarbeit wie der Hauswirtschaft und der Landwirtschaft zurück, während der Anteil im tertiären Sektor und im industriellen Bereich anstieg (Peukert, 1987: 101).

Die im Rahmen der Industrialisierung erfolgende Automatisierung von Arbeitsvorgängen und die Einführung von Maschinen wertete die Körperkraft und Bedeutung des einzelnen Arbeiters ab und stellte mit der arbeitsteiligen Organisation der Produktion auch Vorstellungen einer autonomen männlichen Individualität in Frage (Widdig, 1992: 17). Sie schürte zugleich Ängste, die privilegierte Stellung des Mannes in einigen Erwerbszweigen sei gefährdet, da der angebliche körperliche Vorteil des Mannes durch die Einführung von Maschinen aufgehoben und sich so die Konkurrenz zwischen Arbeiterinnen und Arbeitern verschärfen werde. Diese Angst wurde durch das Eindringen von Frauen in Bereiche traditioneller Männerarbeit wie z.B. der Metallverarbeitung und Elektroindustrie noch verstärkt (Frevert, 1986; 152f). Die Virulenz des Konkurrenzgefühls wird in Angriffen auf die Erwerbstätigkeit verheirateter Frauen deutlich. Diese in Parlament, Medien und Öffentlichkeit geführte Debatte über die ‚Doppelverdienerinnen‘ hatte die Frage zum Gegenstand, ob und inwieweit verheiratete Frauen, die somit über ihren Mann finanziell abgesichert seien, einen Anspruch auf Erwerbstätigkeit hatten oder ihren Arbeitsplatz für Männer oder ledige Frauen frei machen sollten.¹¹

In der Stilisierung des Boxens zum körperkraftzentrierten Handlungsraum, zu einem Bereich, in dem allein Stärke, Wille und boxerisches Können zum Sieg führten, erfolgte eine Aufwertung ‚purer‘ körperlicher Kraft, die als Rückversicherung männlicher körperlicher Überlegenheit, als Reaktion auf die verstärkten Konkurrenzgefühle im Erwerbsbereich und die empfundene Gefährdung autonomer Individualität gelesen werden kann. Im Boxen schienen die oben beschriebenen Prozesse aufgehoben, wodurch die Entwertung männlicher Muskelarbeit kompensiert werden konnte.¹² Die Diskursivierung des Boxers als Inbegriff männlicher Autonomie wurde durch Hinweise auf die Ungeeignetheit des Boxers für die Bürotätigkeit ergänzt. So formulierte Hans Breitensträter: „Ich muß ja sagen, ich kam mir ein bißchen dumm vor, als ich mit meinen ziemlich ausgewachsenen Muskeln und Knochen und

¹¹ Wobei sich die Diskussion zunächst auf Arbeitsplätze im Staatsdienst bezog. Eine umfassende Untersuchung dieser Debatte und der Deutung weiblicher Erwerbstätigkeit im deutsch-schwedischen Vergleich liefert Neunsinger, 2001.

¹² In diesem Zusammenhang kamen in der Figur des Boxers technikskeptische Aspekte zum Ausdruck, obwohl dieser vor allem im Bild der effizienten, kontrollierten Kampfmaschine auch positiv mit Technik in Verbindung gebracht wurde.

mit meinem trainierten Herzen den ersten Tag so als Bureautype herumstand.“ (Breitensträter, 1923: 8)

Der Boxer kann somit als Reaktion auf Veränderungen in der Struktur weiblicher Erwerbsarbeit und der Produktionsweise angesehen werden, der zugleich diese und andere Veränderungen der Geschlechterordnung abwehrte und durch die Stilisierung der Boxermännlichkeit zur überzeitlichen, natürlichen Ausprägung von Männlichkeit Weiblichkeitsbilder wie das der Neue Frau als unnatürlich abqualifizierte. In der Identifikation mit dem Boxer konnten Männer in Anspruch nehmen, an den im Boxer verkörperten männlichen Werten und der (körperlichen) Überlegenheit über Frauen teilzuhaben.

4. Boxen als Ring für den Geschlechterkampf?

Das Boxen bildete also eine diskursive Arena, innerhalb derer Männlichkeiten untereinander sowie Männlichkeiten im Verhältnis zu Weiblichkeiten in Beziehungen von Dominanz und Unterordnung gesetzt wurden. Es gab eine Reihe männlich konnotierter Werte und Tätigkeiten vor, die zur Orientierung männlichen Verhaltens dienen konnten. Für die aktiven Sportler bildete es einen Bereich, in dem Hierarchien galten, die auf Vorstellungen von wahrer bzw. mangelnder Männlichkeit aufbauten und sich an Werten wie Härte, Tapferkeit, Entschlossenheit und der Bereitschaft zum Kampf orientierten. Entsprechende Verhaltensweisen wurden im Training und innerhalb des sozialen Gefüges des Boxvereins eingeübt und versucht, auch die Körper nach diesen Leitbildern auszuformen. Die im Boxer verkörperte Männlichkeit entfaltete in der medialen Inszenierung und der Vorführung seiner Männlichkeit bei den Kämpfen normative Funktion auch über die aktiv Boxenden hinaus. Die Eigenschaften des Boxers konnte so als Vorbild für diejenigen dienen, die virile Männlichkeit für sich in Anspruch nahmen und durch ihre Handlungen zum Ausdruck brachten. Dem Boxer entsprechende Handlungen wurden als männlich identifiziert, angenommen und reproduziert, um virile Männlichkeit zu demonstrieren.

Der Boxer gab zudem ein Modell für Konfliktlösungen ab, das auf Konfrontation und Durchsetzung des Stärkeren in einem geregelten Kampf statt auf Kooperation und kommunikativer Verhandlung aufbaute. In der Definition von Kampf als urmännlicher Tätigkeit wurde diese Art der Konfliktlösung naturalisiert. Vor dem Hintergrund der politischen Situation der Weimarer Republik, vor allem im Hinblick auf die vielfach beklagte Situation der end- und tatenlosen Diskussionen und Entscheidungsunfähigkeit der neuen

republikanischen Staatsform, erhält der dieses im Boxer entworfene Verhaltensmodell weitere Relevanz.

Dabei überlagerten sich im Diskurs über das Boxen mehrere dichotomisch angelegte Ordnungsmuster wie z.B. natürlich-technisch, wild-kontrolliert, risikobereit-vorsichtig, beherzt-berechnend. Das Abgleiten in das Extrem einer dieser Eigenschaften wurde negativ bewertet und dem erfolgreichen Boxer die Fähigkeit zugesprochen, beide Pole in einem Gleichgewicht zu halten. Indem sie sich in der Figur des Boxers vereinigten, wurde ihre antagonistische Struktur damit teilweise aufgehoben. Gleichzeitig wurden diese Gegensätze in der Übertragung auf Gegner eines Kampfes wieder voneinander abgegrenzt und als bipolare Struktur stabilisiert. Die Situation des Zweikampfes kam dabei der Aufrechterhaltung der Dichotomie insofern entgegen, als sich die Stilisierung des Boxens als Kampf zweier gegensätzlicher Prinzipien anbot. In Bezug auf das Ordnungsmuster männlich-weiblich hatte der Boxer aber keine vereinigende Funktion, sondern bildete das männliche Extrem, dessen weiblicher Gegenpol nur außerhalb des Boxens gesucht werden konnte, da gerade die Abgrenzung von Weiblichkeit die Männlichkeit des Boxers definierte.

Vor dem Hintergrund der In-Frage-Stellung klarer Grenzen zwischen den Geschlechtern und Gleichberechtigungsforderungen erscheint der Boxer als Figur, die die Aufteilung der Eigenschaften und Aufgabenbereiche von Männern und Frauen vorführte und damit suggerierte, eine klare und stabile Ordnung der Geschlechter sei möglich. Dass sich das Bild des Boxers dabei auf angeblich ursprüngliche und natürliche männliche Werte stützte und männliche körperliche Überlegenheit als Legitimation des Ausschlusses von Frauen inszenierte, implizierte auch die Rechtfertigung einer Dominanz von Männern über Frauen außerhalb des Boxens. Der Boxer ist damit im Rahmen der Untersuchung als Teil einer männlichen Selbstvergewisserung im Angesicht einer zunehmenden Auswirkung weiblicher Emanzipation und der Aufweichung klar abgegrenzter männlicher und weiblicher Bereiche lesbar. In der Weimarer Republik selbst entzog sich der Boxer aber seiner Dekonstruktion, indem er eine ursprüngliche, quasi-mythische, unhinterfragbare Männlichkeit in Anspruch nahm und virile Männlichkeit zur wahren und maßgeblichen Männlichkeit erklärte. Der Boxer setzte somit auch verschiedene Männlichkeiten in Beziehung und ließ in der Abgrenzung von Schwäche, Weichheit und Unkontrolliertheit diese als degeneriert und unmännlich erscheinen. Die im Diskurs über das Boxen hervorgebrachte Männlichkeit kann somit als Gegenbild zu Degenerationsphantasmen und Verweichlichungsängsten seit der Jahrhundertwende verstanden werden. Mit dem Boxen ‚echte‘ Männer zu erziehen, schien gerade in Anbetracht der Tatsache wichtig, dass schon „zu viel denaturierte Männer und

Weiber“ (Bach, 1925: 2) herumliefen. In der (empfundenen) Notwendigkeit der Abwehr belegt sie indirekt aber auch die Präsenz von alternativen Entwürfen.

Der Boxer ist aber nicht nur Index einer Destabilisierung, sondern ihm sind auch selbst Irritationen der Vorstellung absoluter Virilität inhärent, die ein symbolisches Konfliktpotential bildeten. Zum Beispiel nahm er in der Zurschaustellung seines halbnackten Körpers eine weibliche Position als Objekt des Blicks ein. Auch das Verleugnen des homoerotischen Potentials innerhalb des Boxens impliziert zugleich die latente Bedrohung der heterosexuellen Norm, da gerade in der Abwehr von Homosexualität die Möglichkeit gleichgeschlechtlichen Begehrens performiert wird. Zwar wurden diese Irritationen durch den Zusammenhang von Konkurrenz und Gewalt aufgelöst und in das Bild des Boxers integriert. Zugleich blieb die Männlichkeit des Boxers aber ständig von der Möglichkeit des Scheiterns bedroht und musste sich durch die Abgrenzung von Weiblichkeit beständig neu ihrer selbst vergewissern. Auf einer abstrakteren Ebene ließe sich damit folgern, dass Konkurrenz neben dem Gegeneinander immer auch ein Miteinander beinhaltet. Der Konkurrent – das Andere – wird als Gegenstand der Abgrenzung benötigt und in der Abgrenzung als Gegenpol wieder hervorgebracht.

Rückblickend kann die im Rekurs auf den Boxer aufgestellte diskursive Behauptung, virile Männlichkeit sei unhinterfragbar und unangreifbar als defensive Geste gelesen werden. Gerade als Reaktion auf Verunsicherung von Geschlechterbildern kam der Boxer im Diskurs der 1920er Jahre so siegessicher und selbstverständlich männlich daher, bildete das Boxen doch scheinbar ein Refugium vor geschlechtlichen Verwirrungen.

Quellen- und Forschungsliteratur:

Quellen:

- Bach, G.: Kampfgeist (Schluß), *BoxSport* 1925, Nr. 226, 2f.
 Baum, Vicki: *Es war alles ganz anders. Erinnerungen*, Berlin; Frankfurt/M.; Wien 1962.
 Brecht, Bertolt: Sport und geistiges Schaffen, in: Brecht, Bertolt: *Werke*, Große kommentierte Berliner und Frankfurter Ausgabe, hg. von Werner Hecht u.a., Bd. 21: Schriften I, Berlin; Weimar; Frankfurt/Main 1992 [um 1926], S. 122-123.
 Breitensträter, Hans: *Meine Kämpfe*, Berlin 1923.
 Carpentier, Georges: Die Psychologie des Boxens, aus: „Meine Methode des Boxens“, zit. nach: *Der Querschnitt* 1926, Nr. 5, 383f.
 Doerry, Kurt: Etwas vom Ehrgefühl im Ring, *BoxSport* 1924, Nr. 194, 2.
 Emmerich, Ludwig: Psychologisches über Sport und Kampf Mann gegen Mann, *BoxSport* 1924, Nr. 200, 7.
 F.O.: Ist der Boxsport roh?, aus: *Der Faustkämpfer*, zit. nach: *Der Querschnitt* 1921, Nr. 6, 221-223.
 Jahn, Friedrich: Von „Hoffnungen“ im Boxsport, *BoxSport* 1924, Nr. 217, 2.

- Michler, J.: Verirrungen, *BoxSport* 1921, Nr. 45, 15.
Raschig, Marianne: Schmelings Hand, *Omnibus. Almanach für das Jahr 1931*, 61f.
Rothenburg, Walter: Zwölf bildschöne junge Damen..., *BoxSport* 1921, Nr. 61, 1f.
Schievelkamp, Max: *In der dritten Runde. Der Roman eines Boxers*, Leipzig 1920.
Schmeling, Max: *Erinnerungen*, erg. u. erw. Ausg., 2. Aufl. Frankfurt/Main; Berlin 1995 [1977].
Sternheim, Claus und Mops: Tunney und Stendhal, *Der Querschnitt* 1928, Nr. 12, 866f.
Thoma, Erwin: Schmeling oder Sharkey?, *BoxSport* 1930, Nr. 506, 5-9.
Wedderkop, H. v.: Hans Breitensträter, *Der Querschnitt* 1921, Nr. 4/5, 136-141.

Zeitungsartikel ohne Verfasser chronologisch:

- Boxen im Sportpalast, *B.Z. am Mittag* 18.2.1919.
Die Tragödie Wiegert, *B.Z. am Mittag* 7.2.1925.
Weshalb boxen wir? *B.Z. am Mittag* 15.5.1927.
Diener gegen Pierre Charles, *Deutsche Illustrierte* 1929, Nr. 35, 16.
Nerven entscheiden, *B.Z. am Mittag* 21.6.1932.
Falsche Taktik?, *B.Z. am Mittag* 22.6.1932.

Forschungsliteratur:

- Bathrick, David: Max Schmeling on the Canvas. Boxing as an Icon of Weimar Culture, in: *New German Critique*, Jg. 51 (1990), 113-136.
Bederman, Gail: *Manliness and Civilization. A Cultural History of Gender and Race in the United States 1880-1917*, Chicago 1995.
Berg, Günter: Nachwort, in: Brecht, Bertolt: *Der Kinnhaken und andere Box- und Sportgeschichten*, hg. von Günter Berg, Frankfurt/Main 1995, 131-151.
Braun, Christina v.: Der Mythos der Unversehrtheit in der Moderne. Zur Geschichte des Begriffs „Die Intellektuellen“, in: Amstutz, Mathilde/Kuoni, Martina (Hg.): *Theorie - Geschlecht - Fiktion*, Basel; Frankfurt/M. 1994, 25-45.
Frevort, Ute: *Frauen-Geschichte. Zwischen Bürgerlicher Verbesserung und Neuer Weiblichkeit*, Frankfurt/Main 1986.
Frevort, Ute: „Wo du hingehst...“ – Aufbrüche im Verhältnis der Geschlechter. Rollentausch anno 1908, in: Nitschke, August u.a. (Hg.): *Jahrhundertwende. Der Aufbruch in die Moderne 1880-1930*, Bd. 2 Reinbek bei Hamburg 1990, 89-118.
Friedenberg, Edgar Z.: The Changing Role of Homoerotic Fantasy in Spectator Sport, in: Sabo, Donald F./Runfola, Ross (Hg.): *Jock: Sports and Male Identity*, Englewood Cliffs N.J. 1980, 177-192.
Geyer, Martin H.: *Verkehrte Welt. Revolution, Inflation und Moderne: München 1914-1924*, Göttingen 1998, (Kritische Studien zur Geschichtswissenschaft; Bd. 128).
Gilmore, David, D.: *Mythos Mann. Rollen, Rituale, Leitbilder*, München; Zürich 1991.
Junghanns, Wolf-Dietrich: Arbeit und Anmut des Boxens, in: *Berliner Debatte. Initial*, Jg. 12 (2001), Nr. 1, 4-21.
Kohr, Knud/Krauß, Martin: *Kampftage – Die Geschichte des deutschen Berufboxens*, Göttingen 2000.
Krauß, Martin: „Warum soll’n wa nich boxen dirfen?“ Vom Varieté zur Profiszene: Die Geschichte des deutschen Frauenboxens, in: *Berliner Debatte. Initial*, Jg. 12 (2001), Nr. 1, 89-97.
Lettow, Susanne: ‚Der Mensch‘ der Philosophischen Anthropologie. Männlichkeit und kulturelle Hegemonie zwischen Weimarer Republik und Nationalsozialismus, in: Lenz, Claudia (Hg.): *Männlichkeiten – Gemeinschaften – Nationen. Historische Studien zur Geschlechterordnung des Nationalen*, Opladen 2003, 23-43.

- Lubich, Frederick A.: *La Loi du Père vs. Le Désir de la Mère*. Zur Männerphantasie der Weimarer Republik, in: Erhart, Walter/Herrmann, Britta (Hg.): *Wann ist der Mann ein Mann? Zur Geschichte der Männlichkeit*, Stuttgart; Weimar 1997, 249-270.
- Luckas, Manfred: „So lange du stehen kannst, wirst du kämpfen.“ *Die Mythen des Boxens und ihre literarische Inszenierung*, Berlin 2002.
- Meißner, Jörg (Hg.): *Strategien der Werbekunst 1850-1933*, Ausstellungskatalog zur Ausstellung vom 22. April-29. August 2004 im Deutschen Historischen Museum, Berlin 2004.
- Messner, Michael A.: When Bodies are Weapons: Masculinity and Violence in Sport, in: *International Review for the Sociology of Sport*, Jg. 25 (1990), Nr. 3, 203-220.
- Müller-Seidel, Walter: Krisenjahre des Humanismus: Wissenschaften und Literatur in der Weimarer Republik, in: *Jahrbuch der Akademie der Wissenschaften in Göttingen*, 1998 (1999), 73-134.
- Neunsinger, Silke: *Die Arbeit der Frauen – die Krise der Männer. Erwerbstätigkeit verheirateter Frauen in Deutschland und Schweden 1919-1939*, Uppsala 2001 (Studia Historica Upsaliensia; Bd. 198).
- Oates, Joyce Carol: *Übers Boxen: Ein Essay*, Zürich 1988.
- Peukert, Detlev J.K.: *Die Weimarer Republik. Krisenjahre der Klassischen Moderne*, Frankfurt/Main 1987.
- Sabo, Donald F./Runfola, Ross: Introduction, in: Dies. (Hg.): *Jock. Sports and Male Identity*, Englewood Cliffs, N.J. 1980, 113-116.
- Sykora, Katharina: Die Neue Frau. Ein Alltagsmythos der 20er Jahre, in: Dies. u.a. (Hg.): *Die Neue Frau. Herausforderung für die Bildmedien der Zwanziger Jahre*, Marburg 1993, 9-24.
- Widdig, Bernd: *Männerbünde und Massen. Zur Krise männlicher Identität in der Literatur der Moderne*, Opladen 1992.